

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 208.

Montag, 1. August

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sachte, sachte“, mahnte der glückliche Bräutigam. „Alles der Reihe nach. Erst muß die Einfuhrsache abgewickelt sein. Wie weit bist du damit?“

„So gut wie fertig. Die letzte Lieferung kam gestern durch die Grabnerin. Du warst ja selbst dabei, als der dämliche Hollweische Schwiegervater mir das Päckchen gab.“

„Ein ganz unglaublicher Leichtsinns war das von dir. Du kennst meine Grundsätze: immer nur von Hand zu Hand, nie durch fremde Mittelspersonen. Warum habst ihr euch nicht getroffen? Du hättest unbedingt pünktlich dort sein müssen!“

Seine Braut fing an, die Geduld zu verlieren. „Du ewiger Bürokrat! Daß Ordnung sein muß, weiß ich selbst. Aber ich weiß auch, wann ich was riskieren darf. Gestern hatte ich eben hier unten zu tun; danken sollst du mir dafür, denn es war die einzig mögliche Stunde. Alles fort, die Dienstmädchen beim Waschen, niemand hat mich gesehen. Wie ich das Kästchen geöffnet habe? Möbius, der Idiot, hatte ja das ganze Werkzeug offen in seinem Zimmer liegen. Also, gib dich zufrieden damit, daß alles richtig gemacht ist, wenn es auch einmal nicht nach Schema F ging.“

Westhoff überlegte mit zusammengekniffenen Augen. Den Berliner Vertreter erwartete ich zwar erst nächste Woche. Aber wenn wir schon heute in die Stadt fahren, könnten wir die Ware für ihn gleich mitnehmen und dort in mein Safe legen. Hast dich gegen vier Uhr bereit. Zu dumm, daß du noch nicht alles fertig hast...“

„Es fehlt nur noch einiges an der Detailverpackung. Bisher konnte ich nur nachts arbeiten, und heute wurde ich gestört. Es war Lärm draußen, einmal dachte ich schon, es käme einer durchs Fenster herein. Ich mußte das Licht löschen, stundenlang warten. Dann war es zu spät. Es ist ein zeitraubendes Geschäft, wenn man die falschen nicht von den echten Packungen unterscheiden soll. Aber ich beeile mich damit, so viel ich kann.“

„Na schön. Und die Steine?“

„Bekommt du in einer Stunde.“ Fräulein Feldmeier sah ihren Verlobten schelmisch an und versuchte sich an ihn zu schmiegen. Aber der wehrte verlegen ab. „Lassen wir das bis morgen! Was sollen denn die Leute hier denken?“

„Martin“, sagte Frau Hollweid, die später als sonst erwacht war, und rief sich die Augen. „Du — Martin...“ Aber es kam keine Antwort. Das Lager an ihrer Seite war leer, und ein Blick überzeugte sie, daß es auch gar nicht benutzt worden war.

Nun ging es rasch mit der Morgentoilette. In einem Hui war Frau Gina angezogen, die Treppe hinabgeeilt und stand in der Küche. „Der Herr schon auf?“ Aber niemand hatte ihn gesehen. Was hatte das zu bedeuten? Die Boote lagen alle friedlich nebeneinander am Steg. Das Malgerät, das in einem Rucksack wohl vorbereitet, aber vergeblich seit längerer Zeit der Benützung harrete, war auch da. Wo konnte Martin sein?

Natürlich stand nicht zu erwarten, daß Konrad Reichenbach, der eben nachdenklich um die Ecke des Hauses gewandelt kam, mehr darüber wußte als sie. Trotzdem konnte sie es nicht unterlassen, ihn zu fragen. Schon aus der geheimen Hoffnung heraus, daß er sie über den Verbleib ihres Gatten beruhigen werde. Dies tat er aber nicht, sondern wurde im Gegenteil noch nachdenklicher, fast besorgt. „Das alles wird immer rätselhafter“, sagte er kopfschüttelnd. „Man weiß schon nicht mehr, was man glauben soll. Eins nach dem andern verschwindet — etwas ist da nicht in Ordnung.“

„Du glaubst doch nicht etwa, daß Martin Piets Diamanten hat!“ Gina konnte sehr böse Augen machen, und Reichenbach zog sich einen Schritt zurück.

„Wo denkst du hin? Um alles in der Welt nicht. Aber wir sind hier von Geheimnissen umgeben. Wer weiß, was noch dabei herauskommt. Mir ist manchmal zumute, als ob uns eine unbekannte Gewalt immer näher an einen Strudel zöge, gegen den wir nicht ankämpfen können. Nie hätte ich so etwas für möglich gehalten. Ich glaube, das Haus ist verhext.“

Gina starrte ihn entgeistert an. Wußte er? Der Spuk... Aber Reichenbach sprach weiter. „Niemals wäre es mir eingefallen, anständige Leute zu verdächtigen. Aber seit gestern bringe ich den Gedanken nicht aus dem Kopf, ob der Direktor... um Gottes willen nein, ich habe nichts gesagt. Und ich weiß, daß ich der letzte bin, der ein Recht dazu hat. Aber eben weil ich es hier erfahren habe, wie schnell ein unbescholtener Mensch schuldig werden kann, eben deswegen traue ich niemanden mehr, mir auch nicht.“

„Ist dir nicht gut, Konrad? Hast du schlecht geschlafen?“ fragte Gina besorgt. — Was hatte er denn heute? Was bedeutete dieser Bekümmertsein?

Aber Konrad war im Zuge. „Das ist wahrscheinlich die Strafe dafür, daß ich mich selbst überhoben habe. Wir alle überheben uns. Sie auch.“ Er zeigte nach oben, wo seine bessere Hälfte noch schlummerte. „Sie am meisten. Ich möchte beinahe wünschen, daß sie hier auch zur Verbrecherin wird. Vielleicht verstünde sie dann besser... aber du verstehst, nicht wahr?“

„Nein“, sagte Gina, die anfangs ängstlich zu werden. „Ich verstehe nicht. Willst du sagen, daß du...“

Reichenbach nickte und legte den Finger auf die Lippen, denn er schien unfähig, sich näher zu erklären, nur die eine Frage brachte er heraus: „Ist der Herr vom Gericht schon da?“

Allmächtiger! Entweder war er verrückt, vollkommen verrückt geworden, oder es drückte ihn wirklich eine Schuld. Aber wie war das möglich? In dieser Familie von geradezu niederschmetternder Korrektheit! Gina fühlte, daß Haus, See und Berge sich wie ein Karussell um sie zu drehen begannen. Wenn doch nur Martin dagewesen wäre, Martin mit seiner Ruhe und Vernunft, die sie, törichte Frau, schon so oft ungeduldig gemacht hatten! Sie fühlte sich außerstande, die Aufgaben, die der heutige Tag noch bringen mußte, aus

eigener Kraft zu erledigen. Den Herrn vom Gericht hatte sie fast vergessen. Was mochte der wollen? Mit dem Diebstahl konnte sein Besuch nicht zusammenhängen, denn der war erst viel später entdeckt worden. Konrad hatte recht: man war in Geheimnisse verstrickt. Schnellich spähte sie hinüber zur Straße, hoffend, ihr Martin möchte dort in der Ferne auftauchen. Aber die lag, ein silberweißes Band, leer und einsam zwischen grünsamten Wiesen. Nur von der entgegengesetzten Seite, von Obermühl her, kam wie ein Lauffeuer ein Wagen eilig näher. Er hielt, wo der Fußpfad abzweigte, setzte einen einzelnen Wanderer ab, raste weiter. Der Mann aber ging auf das Seehaus zu! Gina hielt die Hand über die Augen; er kam ihr vertraut vor; das war — ja wahrhaftig, es blieb kein Zweifel — das war Dr. Mohr.

Den verdutzten Konrad stehen lassend, rannte sie ihm entgegen. „Franz! Franz! Nein, die Überraschung! Das Glück!“

„Das nenn ich einen Empfang!“ lobte der Rechtsanwalt, ihre Hand schüttelnd. „Aber wie komme ich eigentlich dazu? Ihr habt mich doch erwartet? Nicht? Wo ich doch gestern telephonierte habe?“

„An wen? An uns? Wir haben doch gar keinen Anschluß?“

„Das wußte ich. Darum habe ich die Wirtin in Bichelberg gebeten, einen Jungen zu euch zu schicken. Ich hatte gestern in Obermühl zu tun, ein Klient nahm mich in seinem Wagen mit, und nun hat er mich auf dem Rückweg hier abgesetzt.“

Frau Hollwed sah ein Licht aufgehen: die Botschaft des „Herrn vom Gericht“ hatte auf dem Umweg über die Schimmelwirtin, ihren Buben und das Fannerl wohl das öfteren ihre Form verändert. Sie überzeugte sich, daß die von allen, besonders von Vater Konrad so sehr gefürchtete Amtsperson niemand anders war als der treue Freund des Hauses, und es war ihr, als gehe die Sonne auf.

„Was macht Martin?“ fragte Dr. Mohr.

„Franz, Sie kommen gerade im rechten Augenblick. Hier geschehen schreckliche Dinge! Martin ist verschwunden!“

„Seit wann?“

„Seit gestern abend. O Gott, ich ängstige mich so um ihn!“

„Aber Frau Gina!“ sagte Dr. Mohr beruhigend und zog seine Uhr. „Ist das ein Grund zur Aufregung? Das kann doch jedem Mann passieren, daß er sich gegen Morgen ein wenig verspätet. Wenn ich an unsern Stammtisch im „Gelben Häufchen“ denke . . . Sie haben das doch schon früher erlebt!“

„Nein, nein, so ist das nicht. Sie wissen nicht, was hier alles vorgeht. Es spukt im Seehaus. Und nun ist Martin fort und Möbius und der Polizeirat und der Schwarze und die Diamanten des Afrikaners auch.“

Mohr stellte seine Handtasche nieder und verbiß die Heiterkeit, die sich auf seinem Gesicht auszubreiten drohte. „Ich habe allerhand Neuigkeiten erwartet. Wie nett, daß ich nicht enttäuscht werde. Ich bin ganz Ohr . . .“

„Zu lachen ist gar nichts dabei“, bemerkte Gina etwas gekränkt. „Sie werden es gleich hören. Konrad, Konrad! Komm schnell und hilf mir erzählen!“

Herr Reichenbach, der in vorsichtiger Entfernung Zeuge der Begrüßung gewesen war, trat näher und wurde vorgestellt.

„Daß wir nun Dr. Mohr hier haben, ist das Beste, was uns geschehen konnte. Er versteht sich auf alle Verbrechen!“

„Nicht als ob ich selbst von der Branche wäre“, berichtete bescheiden der Freund. „Aber selbstverständlich stehen meine geringen Kenntnisse zur Verfügung. Also sagen Sie, womit ich dienen kann? Wollen Sie morden, brandstiften oder was sonst?“

Gina schüttelte unwillig den Kopf. „Ob Sie es nun glauben oder nicht, es ist alles sehr ernst. Piets Diamanten sind gestern verschwunden. Wer ist der Dieb? Das frage ich Sie.“

Mohr sah ein, daß doch etwas an der Sache sein mußte, setzte sich auf die Bank unter den Tannen, wo der gedeckte Tisch ein baldiges Frühstück verhiieß, und schlug einen amtlichen Ton an. „Vor allem sagen Sie mir, was Sie schon unternommen haben.“

„Gar nichts!“ antwortete Gina stolz. „Sie denken wohl, wir hätten es recht ungeschickt angefangen und das Malheur gleich in alle Welt ausposaunt? Nein, da waren wir besser beraten. Der Direktor . . .“

„Wer ist das?“

„Direktor Westhoff, einer unserer prominentesten Gäste. Großindustrieller oder bedeutender Unternehmer, jedenfalls ein gewiegter Geschäftsmann. Der riet, vorerst abzuwarten. Vor allem wollte er die anderen Gäste nicht unnötig aufregen, was freilich nichts half, denn sie erfuhren es nachher doch, nicht wahr, Konrad?“

Mohr zog die Brauen zusammen. „Die übliche blödsinnige Vertuschungsmethode, die bei Hoteldiebstählen den Spitzbuben immer das Verschwinden erleichtert. Und die Polizei? Was sagt sie?“

„Die Polizei? Die haben wir eben noch nicht verständigt.“

„Ja, zum Donnerwetter, seid ihr alle nicht recht bei Trost? Das wäre doch das Erste gewesen!“

„Unser Direktor war anderer Meinung!“ erwiderte Gina etwas gekränkt, „und ich fand seine Gründe ganz gut; du warst doch auch damit einverstanden, Konrad, nicht?“

Herrn Reichenbach erschienen die gestern gefaßten Entschlüsse bereits in etwas anderem Licht. „Ich — ja, ich glaube wohl — ich weiß nicht mehr recht . . .“

„Also hören Sie einmal“, sprach der Anwalt streng. „Nach dem, was Sie da erzählen, ist Ihr Direktor zum mindesten ein seltsamer Herr. Einen Diebstahl der Polizei verheimlichen! Das ist mir doch noch nie vorgekommen . . . am Ende ist er es selbst gewesen!“

Gina hielt sich beide Ohren zu. „Um Gotteswillen, hören Sie auf. Ich werde noch verrückt. Seit zwölf Stunden geht das nun so fort. Eines nach dem andern erscheint verdächtig, Sie brauchen mir nur ein wenig zuzureden, dann gestehe ich, daß ich es selbst war.“

„Ich will nicht hoffen!“

„Nein, natürlich dürfen Sie nicht! Ich sage es nur, damit Sie sehen, wie verworren alles ist. Hier unser guter Konrad Reichenbach ist ja auch schon ganz konfus davon und redet, als ob er weiß Gott was auf dem Gewissen hätte. Aber jetzt will ich für ein Frühstück sorgen, das wird uns allen guttun.“ Und sie eilte ins Haus und in die Küche.

Dort traf sie Fannerl und Zenzi in eifriger Unterhaltung mit Herrn Krähuber, der soeben mit seiner Milchkanne und den Frühstücksemmeln eingetroffen war, und zu ihrer Überraschung zeigte sich, daß die Ereignisse des Abends den beiden wahren Hausgehilfsinnen schon wohlbekannt waren. Freilich war es ja teilweise laut genug dabei hergegangen, und Fannerls Ohren waren groß genug, um an Türspalten und offenstehenden Fenstern noch ein übriges einzufangen. Zenzi hinwiederum verfügte über das nötige Mundwerk und eine durch häufigen Lichtspielbesuch geschärfte Kombinationsgabe, die ihr ermöglichten, alle auftauchenden Probleme gründlich zu untersuchen und in die eindrucksvollste Beleuchtung zu setzen. Nach ihrer Meinung lag der Schwarze bereits, einen Dolch im Herzen in irgendeinem finsternen Abgrund, der Polizeirat setzte hinter Girgl, dem mutmaßlichen Mörder, her, Herr Hollwed war natürlich von Eifersucht zerfleischt, ausgezogen, um Herrn Möbius, dem seine „Alte“ so schöne Augen gemacht, durch einen wohlgezielten Revolverchuß niederzustrecken. Die Diamanten aber — ja, da wollte sie jede Wette eingehen — daß die niemand anders gestohlen hatte als die Frau Ministerialdirektor, diese „neidige Jester“, die von früh bis spät immer Extrawünsche gehabt und dann nicht einmal ein Trintgeld gegeben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianerin von Amazonas.

Von Kurt Martens.

Die kleine Indianerin schlich nun schon seit Jahren jenseits des Ozeans, an der Küste von Cornwall, in Sir George Hobarts Park herum. Von seiner letzten brasilianischen Expedition hatte der Forscher sie heimgebracht, als Kuriosum, als monströse Sehenswürdigkeit. Nun wurde er abermals aus seinen Jagdgründen in den Urwäldern des Amazonas-Stroms zurückerwartet.

Das halbwüchsige Kind mit dem derben, gedrungenen Schädel, der lederfarbenen Haut, den Wulstlippen und den verhängten, schwarzen Schlitzaugen erschien den Briten als ein Ausbund von Häßlichkeit, ließ aber jedermann vor allem dadurch ab, daß es einem Kannibalen-Stamm angehörte, also mit Menschenfleisch aufgezogen und demnach ein verabscheuungswürdiges Ungeheuer war. Zwar hatte Sir George sie sofort durch seinen Dehanten taufen lassen und ein paar Monate in die Dorfschule geschickt, aber ein gestittetes Gemeinwesen konnte sie trotzdem nur als Auswurf betrachten. Jung und alt ekelte sich vor ihr. Man starnte sie voll Grausen aus der Ferne an und wollte nichts mit ihr zu schaffen haben.

Die Laute und Bilder ihrer Heimat waren in Janets Gedächtnis fast schon verwischt. Die ihrer neuen Umgebung wollten nur schwer darin haften. Ihr Quartier war ein Holzschuppen. Der Gärtnerburche stellte ihr täglich einen Topf voll Brot und Milch vor die Tür. Sie hatte die Parkwege in Ordnung zu halten, im übrigen blieb sie sich selbst überlassen.

Ihr Lieblingsaufenthalt war das riesige Tropenhaus auf der Waldwiese. Dort züchtete der Globetrotter seine exotische Flora. Die gleichmäßige feuchte Wärme, die darin herrschte, tat Janets ständig fröstelndem Körper wohl. Hinter den Schlinggewächsen, unter den mächtigen Palmenwedeln konnte sie sich verstecken wie ein gehektes Wild.

„Hallo, du Biest!“ rief ihr der Bursche durch die Luke des Schuppens zu. „Der Herr ist wieder da, diesmal mit einem anderen Schenkel! Schau ins Glashaus, es wartet schon auf dich!“

Janet erschraf. Was hatten sie vor mit ihr? Etwas gutes sicher nicht. Ach, wenn man mit nur nicht auch noch den stillen Zufluchtsort verleidet!

Sie eilte hin, lauschte ängstlich, troch behutsam und gescheuend durch die mannshohen Rippen unter den Ästen der gewaltigen Bäume hin, von denen grellfarbige, schwül duftende Orchideenblüten niederhingen. Alles blieb lautlos, sie konnte nichts auffälliges entdecken.

Kaum aber war sie auf ihrer Streife an den Teich gekommen, auf dem die breiten, fetten Blätter der Seerosen schwammen, da sah sie am jenseitigen Ufer auf einem Parakusbaum, ein ecksenartiges, geschupptes Tier hocken, dessen grüne Farbe sich kaum abhob von dem Laubgewirr. Auf dem Hinterkopf trug es einen hohen, häutigen Zippel, auf dem Rücken und auf dem langen, wurmartig sich verbäuernden Schwanz einen Hautkamm, mit den dünnen Beinen krallte es sich in die Rinde. Seine goldgelben, durchdringenden Augen musterten mißtrauisch das Menschengesicht. Langsam hob es den schmalen Kopf, blief die Kehle sadartig auf und bewegte lebhaft den Kamm. Dann stürzte es sich, wie von einem Bogen geschneit, ins Wasser. Kopf und Brust erhoben, schwamm es im Kreis umher, indem es die Wellen mit den Vorderfüßen wie mit Ruder schlägen teilte und den Schwanz nach Art eines Steuers geschmeidig hinterdrein zog.

„Zumbichi!“ rief Janet erfreut. Ja, dieses Tierchen kannte sie doch! In ihrer Erinnerung hellte sich etwas auf: als sie mit ihrer Horde in der Regenzeit den Strom entlang nach Norden zog, da war man ihnen oft begegnet. Zumbichi hatte der Häuptling sie genannt und jedesmal einen frohen Segensspruch gemurmelt, weil die Zumbichis von den Geistern gejagt sind, wandernden Nomaden den rechten Weg zu weisen.

Sie kauerte sich zwischen den Bambusrohren nieder und wartete geduldig, wie sich der Zumbichi weiter zu ihr verhalten werde.

An diesem Tage wagte er sich noch nicht an sie heran, flüchtete bald wieder und lugte durch das Gesträuch unversandt nach ihr aus. Allmählich aber ward er zutraulicher, troch zögernd auf sie zu, ließ sich von ihr mit Salatblättern und Bananenschalen füttern.

Eines Vormittags, als sich das Tierchen gerade auf einem der höchsten Äste dicht unter dem Glasdach sonnte, betraten die beiden Kinder des Gutsherrn, geführt von ihrer Gouvernante, das Tropenhaus. Sie würdigten die „Men-

schensresserin“ keines Blickes, wünschten nur das neu eingefangene Ungeheuer einer Besichtigung zu unterziehen.

„Dort oben! Seht ihr es?“ zeigte die Gouvernante und bediente sich des Vornoms. „Das also ist der berühmte Basilisk. Sein Blick gilt von altersher für giftig, mit teuflischen Kräften ausgestattet. Mag auch Aberglaube im Spiel sein, immerhin . . . selbst die Heilige Schrift warnt vor ihm. Schon der Prophet Jeremia hat gedroht, denn siehe, ich will Basilisten unter euch senden, die sollen euch stechen, spricht der Herr. Und der Prophet Jesajas lehrt: „Istet man von ihren Eiern, so muß man sterben; zertritt man sie, so fähret eine Otter heraus“. Sir George hat ihn als abschreckendes Beispiel für alle scheußlichen Untugenden hier eingesperrt. Also hütet euch vor ihm! Die Kinder machten mit offenen Mündern „Dooh!“ und drängten bald ins Freie.

Der Gärtner, dem das Tropenhaus anvertraut war, hatte nichts dagegen, daß die kleine Wilde nun auch ihr Lager dort aufschlug und sich darin aufhielt, so oft ihre Arbeit es erlaubte. Er fand, daß der widerliche, tief verdächtige Basilisk so etwas wie ihresgleichen sei und deshalb ruhig ihrer Fürsorge übergeben werden könne. Beide erhielten künftig das gleiche Futter, eine für das Urwald-Exemplar sorgfältig ausgewählte Pflanzentrost, mit der auch Janet sich gern zufrieden gab.

Es waren Wochen eines unglaublichen, verschwiegene Glüdes, in denen sich ihre Freundschaft mit dem Zumbichi immer verknüpfte. Rief sie nach ihm, so kam er ihr mit flinken, anmutigen Bewegungen entgegen, ringelte sich um ihre Füße, tastete sich mit seinen Krallen sachte an ihr hoch.

Am liebsten lag er in ihrem Schoß. Dann wand er sich wohligh wie ein Kätzchen unter ihren streichelnden Händen und wärmte seinen kühlen Schuppenleib an ihrer Brust.

„Mein Liebling! Mein schöner Bruder!“ flüsterte sie in der Sprache ihres Stammes. „Segensspender“, weise mir den Weg!“

Alte Lieder und Zaubersprüche, wie die ihrigen sie auf dem Marsche sangen, fielen ihr wieder ein. Nieder gebeugt auf die zierliche Drachengestalt, ihr Auge liebevoll in den Basilisten-Blick gesenkt, murmelte sie:

„Aus den Niederungen finstrier Dämonen, siebriger Sümpfe . . .

Wohin? Wohin?

Aufwärts über kahle Felsentämme,

Fernwärts hinab — ein neues, besseres Land

Erschließe uns, Geist über den Wäldern!“

Den beiden Exoten hatte Sir George nach seiner Meinung alle Lebensbedingungen verschafft, deren sie bedurften, um zu gedeihen und zufrieden zu sein: sicheres Obdach, ausreichende Kost, feuchtwarmes, tropenartiges Treibhausklima, Bewegungsfreiheit in geräumiger Urwald-Landschaft. Welche Ansprüche konnten sie sonst noch stellen? Die Kannibalin und der Basilisk wären wohl selbst um eine Antwort verlegen gewesen. Dennoch scheint es, daß ihre Natur zurückverlangte nach dem Amazonas-Strom.

Janet entging es nicht, daß ihr Zumbichi von Tag zu Tag mehr dahinschwand. Er verlor seine Regsamkeit, magerte ab, verweigerte die Nahrung. Geist und Wasser lockten ihn nicht mehr. In ihrem Schoße lag er schlaff, fast regungslos, sein kleines Herz schlug immer schwächer.

Endlich verschleierte sich auch noch sein „giftiger“, Basilisten-Blick. Mit letzter Kraft rettete er sich in die feuchten Augen der Gefährtin, ertrank darin, erlosch.

Da nahm sie den toten Zumbichi sacht auf ihren Arm und trug ihn umher, unter den Palmen und Orchideen. Als die Nacht hereinbrach, verließ sie heimlich mit ihm das Tropenhaus, schlich davon durch den verlassenem Park, an Wiesen und Mooren vorbei, die im Mondlicht flimmerten; der Geist ihrer fernen Wälder wies ihr durch den Zumbichi den Weg zum Ozean, dessen endlose Weite sie von der Heimat trennte.

Frohlockend vernahm sie das dumpfe Brausen seiner Wogen, die an Cornwalls Küste brandeten. Ungeduld flügelte ihren Schritt. Sie lief und sang dazu:

„Fern hinab, ein neues, besseres Land

Erschließe uns, Geist über den Wäldern!“

Der Gärtner mußte Sir George melden, daß die Kannibalin samt dem Basilisten auf rätselhafte Weise verschwunden seien und trotz eifrigen Durchsuchens der ganzen Gegend nicht hätten aufgefunden werden können.

Sir George schüttelte verwundert den Kopf und ärgerte sich ein wenig über den Verlust der beiden seltenen Exemplare.

Die Junggefellen von Suintal.

Von einem eigenartigen Frauenstaat in Suintina.

Von W. K. v. Kohn.

Nichts ist so falsch, als zu glauben, daß das ganze China eine einheitliche, fast eintönige Masse wäre, ein Meer gelber Menschen, in dem man nur mit Mühe dieses oder jenes Antlitz erkennt. — China, das zu keiner Zeit seiner Geschichte dem Zerfall näher schien als heute, dem Prozeß des Auseinanderfallens, das unabwiderstehlich erscheint, ist ein heterogenes Gemisch der verschiedensten Völkergemeinschaften, die nicht allein ihre Sitten und Lebensart, sondern auch vielfach wie in den unabhängigen Staaten Soko, Söng-Miau-Tse usw. im Süden des Landes, ihre politische und soziale Unabhängigkeit und Eigenart bewahrt haben.

Der Schriftsteller, der über China schreibt, wird — so wie es mir immer wieder ergiebt — die bittere Erfahrung gemacht haben, daß alles, was er schreibt, von gut unterrichteten Lesern, besonders aber von Chinesen, bestritten wird. Man kann streng und sachlich nur geschildert haben, was man mit den eigenen Augen sah — und doch soll es grundfalsch sein; ja, das gerade Gegenteil soll wahr sein.

Zunächst graut man sich darüber, aber dann geht einem die Weisheit auf: Dieses China, dieses erste und größte der Welt, ist so unendlich groß, daß das gerade Gegenteil von jeder verbürgten Tatsache genau so wahr ist wie diese selbst. Der Chinese ist baumlang, der Chinese ist klein, China ist eine Wüste, China ist ein Paradies an Fruchtbarkeit; seine Moral ist die höchste in der Welt, der moralische Tiefstand des Volkes ist grauenerregend; der Chinese ist nüchtern und sparsam, er ist ausschweifend und lasterhaft bis zu einem für Europäer unfassbaren Grade.

Das eine ist so wahr wie das andere. — Ist dem Chinesen die Familie alles? Ist der Mann unumschränkter Herr in der Familie, gilt die Frau nur als oberste der Dienerinnen? — Allgemein antwortet man — und zwar wohlunterrichtet: Ja.

Aber was sagt der Leser, und sei er selbst guter Chinakenner, zu folgendem eigenartigen sozialen Gebilde, dem man in Suintina — und gar nicht weit von Kanton, dem Zentrum der chinesischen Arbeiterbewegung, und Hongkong, der Hochburg der britischen Weltmacht im Osten, begegnet? — In der Landschaft Suintal in der Provinz Kwantung, die die meiste Seide in China hervorbringt, gilt es für ein junges Mädchen keineswegs als die Höhe des Glücks, die Krönung des Lebens, von einem Manne geheiratet zu werden. Die weibliche Bevölkerung des Suintal betrachtet die Heirat als eine der abscheulichsten Sitten, der man sich nur gezwungen unterwirft. Tausende von jungen Mädchen weigern sich, zu heiraten, oder wenn sie, dem Druck der Eltern weichen, geheiratet haben, weigern sie sich, mit den Ehegatten zusammen zu wohnen; viele von ihnen tun sich mit gleichgesinnten Geschlechtsgefährten zusammen und leben in eigens für sie eingerichteten Heimen, den ersten und ältesten „Junggefellenheimen“, die bekannt sind.

Dieser eigenartige soziale Zustand hat seinen Grund, wie fast stets in solchen Fällen, in besonderen wirtschaftlichen Umständen. Im Suintal blüht die Maulbeerzucht, die Seidenraupenzucht. Und da das Entschuppen des Seidenfadens vom Koton eine durchaus weibliche Arbeit ist, zu der Männer nicht geeignet sind, sehen wir die weibliche Bevölkerung als gesuchte, hoch bezahlte Arbeitskraft, während die Männerwelt unbeschäftigt ist und höchstens etwa zur Hausarbeit zu gebrauchen ist.

Die Frauen verdienen 80 cents im Tag — ein chinesisches Cent ist gleich 2 Pfennigen — was für dortige Begriffe ein guter Verdienst ist und den Frauen jedenfalls die Möglichkeit bietet, nicht nur gut zu leben, sondern auch die Eltern zu unterstützen. — Und nun begibt sich das seltsame, daß, wo der Mann, sobald er selbst zu leben hat, sich nach einer Ehepartnerin umsieht, bereit, ihr einen Anteil seiner Einkünfte zu opfern, die Frau von Suintal, anstatt sich dafür zu revanchieren, dem Mann die kalte Schulter zeigt und sich etwa sagt: Wie komme ich dazu, einen Menschen zu ernähren, der nur sich und sonst nichts in die Ehe bringt? Der bestenfalls zur häuslichen Arbeit zu gebrauchen ist? Der sich einbildet, der Herr der Schöpfung zu sein und sich bald die Herrschaft auch im Hause anmaßen wird? Wie komme ich dazu, mir eine leisende, ewig unbelaunige Schwiegermutter aufzupaden, die sich einbildet, ich hätte sie um ihren Sohn bestohlen?

Ich meine, sie lehnt allen diesen Vernunftgründen, die einem Mann vor der Heirat genau so gegenwärtig sind, die ihm — mit umgekehrten Vorzeichen — von guten Freunden genau so dienst-eifrig zugesüßelt werden, ein williges Ohr — und bleibt unverheiratet oder betritt, wenn sie heiratet, das Haus ihres Mannes nicht. Ja, es sind sogar Fälle bekannt, in denen die Frauen den Männern die Mittel geben, sich eine Konkubine zu halten — nur um selber den Pflichten der Ehe nicht genügen zu müssen!

Überall im Land begegnet man Junggefellenheimen, in denen die Seidenarbeiterinnen in großer Zahl zusammenleben, allein oder in Gemeinschaft mit einer Lebenskameradin. Häufig bezieht auch ein Paar ein eigenes Häuschen und gründet

einen regelrechten Hausstand. — Die Kantongregierung hat wiederholt Anstrengungen gemacht, um diesen Zustand der Dinge, besonders aber die Eheverhältnisse zwischen Frauen abzu-schaffen; bisher ohne jeden Erfolg. Die uralten Sitten — in China sind alle Sitten uralt — sind nicht von heute auf morgen durch behördliche Maßnahmen auszulöschen, und sei die Behörde noch radikaler und noch moderner gesinnt als die von Kanton. Die Sitten der erwerbstätigen Mädchen von Suintal, die im Röllbad von Junggefellenheimen oder in Gemeinschaft mit Gleich-gesinnten leben, ihre Scheu vor der Ehe ist zudem so modern, wie sie uralte ist.

Die Schokoladentorte.

Eine Haydn-Anekdote, erzählt von Hans Gassen.

Haydn war schlechter Laune.

Das kam bei ihm selten vor, aber dieses Mal hatte er wirklich Grund dazu. Seine Frau hatte wieder einmal einen besonders zänkischen Tag, und außerdem hatte der Verleger in Wien das versprochene Honorar für die neuesten Quartette des Meisters immer noch nicht geschickt.

So schlenderte Haydn ein wenig mißmutig durch den Park von Esterhazy und kam, ehe er sich versah, zu dem kleinen Haus, in dem der Gärtner mit Frau und Kindern wohnte.

Es waren liebe Leute, bei denen der Meister wohl dann und wann einmal Einkehr hielt.

Und vor allem hatten es ihm die Kinder angetan, ein Bub und ein Mädchen, wohl fünf und sechs Jahre alt.

Er nahm sie aufs Knie, ließ sie nach Palästina reiten und trieb allerlei Scherz mit ihnen. Es war ein kleiner Trost für das Herz des Einsamen, dem das Geschick Kinder versagt hatte.

Da er nun heute in die Stube der Gärtnersleute trat, sah er ein paar bunte Kerzen auf dem Tisch brennen und erkannte sogleich, daß hier ein Geburtstag gefeiert wurde.

„Was hat der Geburtstagsmann denn gebracht“, fragte Haydn, dem nun einfiel, daß ja heute vor fünf Jahren der kleine Franz geboren wurde.

„Einen Ball hat er bekommen, Herr Kapellmeister“, be-eilte sich die Gärtnersfrau zu antworten, „zu mehr hat's ha-nicht gelangt, aber gestreut hat er sich sehr.“

„Und ich, Franz, hab' ganz vergessen, daß heute der Geburtstag ist, nichts hab' ich dir mitgebracht.“

Da klopfte es ans Fenster. Ein Diener des Fürsten stand draußen: „Ein Paket für den Herrn Kapellmeister soeben aus Wien gekommen.“

„Zeigt her“, sagte Haydn und wog das Paket in der Hand, „Geld, auf das ich warte, scheint's nicht zu sein, müßte mein Verleger schon der Einfachheit halber ein Goldklumpchen eingepackt haben.“

Und was kam zum Vorschein?

Der Verleger sandte ihm, da, wie er schrieb, im Augenblick das Geld knapp sei, eine — Schokoladentorte.

„Was soll nun wieder dieser Schabernack?“ meinte Haydn ein wenig ärgerlich, dann aber fiel ihm ein, wo sich befand, und ganz glücklich sagte er zu dem Buben: „Schau her, Franz, da ist ja die Geburtstagsorte.“

Das Kind strahlte über das ganze Gesicht.

„Ganz allein soll ich die essen?“ fragte er ungläubig.

„Du, deine Eltern und die Schwester“, und schon war Haydn zur Türe hinaus, fast als habe er Angst vor dem Dant.

Die Geschichte ist noch nicht aus.

Als die Torte angeschnitten wurde, rollten Dukaten heraus, blanke Dukaten, Haydns Honorar für seine Quartette.

Der Gärtner sammelte das Geld und brachte es dem Herrn Kapellmeister.

„So, so“, murmelte der Meister, vom Klavier aufstehend, „hebt das Geld schön auf für den Franz, legt's inszen; bis er groß ist, wird's ein kleines Kapital sein.“ Soll ihn erinnern an den alten, einsamen Papa Haydn.

Der Gärtner wollte Einwendungen machen.

„Nichts da, tu er, wie ich ihm sage — er und seine Familie kann die Dukaten besser gebrauchen, als ich. Wer, warum?“

Der Gärtner stand verlegen da.

„Weil er Kinder hat, liebe, gute Kinder, und ein braver Weiß dazu. Und der Haydn, der hat nichts als seine Kunst.“